

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Keller, Claudia**  
**Kein Tiger in Sicht**  
Satirische Geschichten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

## Single & Partner

- Svenny, my Darling 9  
Bitte piepsen Sie nach dem Piepton 14  
Sprich dich aus 23  
Vielleicht ist er schwul 27

## Minderheiten

- Kein Tiger in Sicht 35  
Mann zu mieten gesucht 42  
Der Cityhopper 48  
Nur für Raucher 55

## Das tägliche Lieben

- Bitte recht glücklich 61  
Elsie denkt positiv 67  
Kaum getragen 72  
Paula fährt nach Prag 76

## Die Stimme von nebenan

- Unser Dr. Ghosami 87  
Alleinsein is auch nix! 92  
Thusnelda im Sessel 96  
Express Card statt Rosen 101

Frau extra

Der Verdacht	109
Der Allesfresser, dieses Schwein	115
»Versuchen Sie's mit Liebe« oder Der Rat der Woche	122
Top im Turm	126

PS

Mann extra

»Gerhard«, das Journal für den Mann	133
-------------------------------------	-----

## Svenny, my Darling

*Als ich Annabarbara erzählte, daß ich die Gegenwart Rafaels nicht mehr ertragen könne und es satt hätte, ihm länger zu dienen, hob sie kurz den Kopf von ihrer Meditationsbank und schlug mir eine Trennung vor.*

*»Verbring den Winter in meinem Waldhaus«, sagte sie. »Finde zu dir selbst, suche deine Mitte und schreib endlich das Buch, von dem du schon so lange sprichst! Vor allem aber, vergiß diesen Macho!«*

*»Steht das Haus den ganzen Winter über leer?« fragte ich. »Oder werde ich es mit jemandem teilen müssen?«*

*»Natürlich mußt du es mit niemandem teilen«, sagte Annabarbara, und dummerweise glaubte ich ihr.*

Der Ofen ist schon vor mir da!

Er kennt sich aus, genießt die älteren Rechte und weiß, wie man die Weiber, die ab und an auftauchen und alles durcheinanderbringen, in Trab hält, wie man sie sich gefügig macht und zum Wahnsinn treibt.

Er freut sich bereits auf den Winter und das Zusammenleben mit mir, als ich, neu eingezogen, dumm und unwissend mit meiner Schreibmaschine und der Bücherkiste im Haus herumstehe. Er gehört der Spezies »Schwedischer Kaminofen« mit Sichtfenster an, ist somit etwas »Besseres« und hat ansonsten alle Tugenden und Untugenden eines echten Lebenskameraden. Ich nenne ihn anfangs »Svenny-Darling«, dann »Herzlieb« oder »Warmer Bruder«, später, als es zu ersten Spannungen kommt, »Giftspritze« und »schwarzer Satan« und lasse mich in Zeiten echter Nervenkrisen gar zu »Widerlicher stinkender Bastard« hinreißen.

Wie er mich nannte, hab ich nie erfahren. Er gehörte der eher schweigsamen Sorte, Typ »maulender Pascha«, an und war als solcher wenig mitteilbar.

Ich hab diesen Typ nie besonders gemocht.

Am Tag meines Einzugs war es warm. Mildes Oktoberwetter. Das Häuschen, einsam am Hang gelegen mit Blick über die Dächer der im Tal liegenden Stadt, hatte sich durch die Mittagssonne angenehm erwärmt. Ich hängte meine wenigen Kleider in den Schrank, stellte die Schreibmaschine auf den Tisch, lief geschäftig hin und her und schenkte dem in seiner Ecke vor sich hin dösenden Svenny-Darling wenig Beachtung. Dies nahm er mir gewaltig übel. Er haßt, ich wußte es damals noch nicht, nichts mehr, als nicht beachtet zu werden. Mit sinkenden Temperaturen wußte er sich zu rächen. Ich sollte rasch lernen, daß ich das romantische Häuschen nicht nur mit Svenny-Darling teilen mußte, sondern daß er darüber hinaus der Boß war, der mich zu seiner Sklavin machte, die nach kurzem erfolglosen Aufbegehren die Waffen streckte und seine Alleinherrschaft anerkannte. Denn er konnte sehr gut ohne mich leben, ich jedoch nicht ohne ihn, eine ernüchternde Erkenntnis, der ich mich murrend fügte. Svenny-Darling befahl – und ich sprang, und zwar an sieben Tagen in der Woche und rund um die Uhr...

Ich lernte rasch, daß er am Morgen auf nüchternen Magen nur knochentrocknes Holz verträgt, welches haarfein gespaltet sein muß, daß er zu Mittag nach kräftiger Buche verlangt und zum Tee ein oder zwei Briketts gereicht haben möchte. Am Abend liebt er es dagegen stilvoll in mehreren Gängen: Holzglut, Brikett, Buchenscheite, alles fein abgeschmeckt mit einer Prise trockner Rinde, und überdies noch einige Briketts als Betthupferl gegen Mitternacht. Um vier Uhr in der Früh hat er's dann gern, daß man noch einmal nach ihm sieht und ihn ein bißchen kitzelt und bestochert, dann murkelt er zufrieden vor sich hin und hält bis morgens durch, wobei »morgens« acht Uhr bedeutet und nicht das in Dichterkreisen so beliebte »Frühstück zur Mittagszeit«.

Es dauerte nicht lange, und er betrachtete mich als die ihm rechtmäßig Anvertraute. Er nahm mich in dieser Eigenschaft voll in seinen Besitz und zwinkerte mir vertraulich zu, wenn ich des Morgens auf allen vieren und mit rußgeschwärtzter Nase vor ihm lag, um ihm mit einigen Zeremonien das Frühstück zu reichen. Längeres Verweilen »in der Welt da draußen« quittierte er schon bald mit mauligem Vor-sich-hin-Grummeln und frostigem Sich-Zu-

rückziehen. Blieb ich ungewöhnlich lange fort, um mich »mit einem anderen zu amüsieren« (ein einmaliger Versuch!), so begann er giftig vor sich hin zu schwelen und brachte seine Empörung schließlich durch gewaltige Rauchwolken zum Ausdruck, so daß mir die sprichwörtlich »dicke Luft« bereits im Hof entgegenkam.

Nach meinem ungebührlichen Fernbleiben bockte er drei Tage lang, zeigte sich äußerst verstimmt und spielte »Wie du mir, so ich dir« und »Jetzt brauchst du auch nicht mehr zu kommen« mit mir. Er war kaum zu beruhigen, obwohl ich ihm, vom schlechten Gewissen geplagt, besonders zärtlich den Bauch kitzelte und ihm die Hölzchen für sein Nachtmahl einzeln anbot.

Inzwischen hat er mich so gut im Griff, daß ich bei meinen seltenen Ausgängen spätestens gegen Mitternacht unruhig werde, weil ich weiß, daß er mit umwölkter Stirn auf mich wartet und keinen weiteren Verbleib duldet, ohne seinerseits Maßnahmen zu ergreifen – und leider weiß er inzwischen – genausogut wie Rafael –, an welcher Stelle er mich am härtesten trifft...

Am liebsten hält er mich ganz im Haus, à la »Nur wir beide«, wir zwei im trauten Tête-à-tête. Die Welt bleibt draußen vor der Tür. Er unten, den Eingang bewachend, ich oben an der Schreibmaschine, bereit, beim geringsten Räusperchen seinerseits aufzuspringen und nach etwaigen Wünschen zu forschen, um sie fliegenden Fußes und liebenden Herzens zu erfüllen.

Er hat's halt gern, wenn ich für ihn tätig bin: die Kohleneimer aus dem Keller wuchte, den Aschkübel herumtrage, schwitzend und unter der Last der Buchenscheite schier zusammenbrechend über den Hof taumle, und was der kleinen Dienstleistungen mehr sind, die ich für meinen Pascha verrichte.

Anstatt ein bahnbrechendes Werk zu schreiben oder mich wenigstens auf die Suche nach mir selbst zu machen, anstatt endlich einmal selbst »Maestro« zu sein, bin ich nun wieder die Muse eines Meisters geworden, deren alleiniger Lebenszweck es ist, den Meister bei Laune zu halten, ihm die Wünsche von der Stirn abzulesen, unerwünschte Besucher fernzuhalten und die Flamme seines Genies zu hüten.

Als echtes Sensibelchen ist er überdies stark wetterempfindlich,

und so gehört es zu meinen Aufgaben, allmorgendlich festzustellen, woher der Wind weht, ob die Luft klar und rein ist oder ob ihm Regen und Wind auf den Kamin drücken, um anschließend seine Diät fein darauf abzustimmen. Ich warte auf den Tag, an dem er verlangt, daß ich die Hölzchen, die er zum Frühstück zu sich nimmt, nicht nur hauchdünn spalte, sondern sie darüber hinaus über Nacht in meinem Bett erwärme, auf daß sie die richtige Temperatur für seinen empfindlichen Magen haben. Inzwischen bin ich so gut dressiert, daß ich bereits an der Art, in der Svenny-Darling des Morgens an seinen Hölzchen leckt, erkennen kann, ob »wir« heute unter Stimmungen oder Depressionen leiden, wobei meine Depressionen von seinen Stimmungen abhängig sind.

Besuch schätzt Svenny-Darling nicht!!!

Zu sehen, wie ich meine körperliche und seelische Kraft, meine Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft irgendeinem wildfremden Widerling schenke, der nicht das geringste bei uns zu suchen hat und für den er, Svennylein, über Stunden hinweg sträflich vernachlässigt wird, quittiert er mit beleidigtem Vor-sich-hin-Brüten und anschließendem völligen Erkalten. Auf die an solchen Tagen üblichen, lieblos-hastig in seinen Schlund gestopften Mahlzeiten, womöglich noch im Stehen dargereicht ohne diese nette, kleine Zeremonie, bei der ich gewöhnlich vor ihm in die Knie gehe, reagiert er zunächst mit einigen Unmutswölkchen und bei weiterer Mißachtung mit giftigen Schwaden, die das ganze Haus einnebeln und jeden Gast zum beschleunigten Rückzug veranlassen.

Auch Rafael tritt nach einem völlig mißglückten Wochenende, an dem wir zu zweit bemüht gewesen waren, Svenny-Darling ein wenig Wärme zu entlocken, und uns beim gemeinsamen Schleppen der Buchenscheite unverhofft wieder nähergekommen sind, einen verfrühten Rückzug an.

»Du willst doch wohl nicht länger bei ihm bleiben?« fragte er, die Reisetasche bereits in der Hand, und wirft dem in seiner Ecke vor sich hin maulenden Svenny einen angewiderten Blick zu.

»Doch«, sage ich.

»Ihr Weiber seid einfach zum Dienen geboren«, stellt Rafael fest.

»Wahrscheinlich«, antworte ich.

Als Rafael gegangen ist, kühle ich Svennys vor Wut glühendes Rohr mit feuchten Umschlägen, bereite ihm ein Nachtmahl aus Brikett, viel Ofenanzünder und Hölzchen, so fein gespaltet, daß sie von Prinzeßböhnchen in irgendeinem Luxusrestaurant kaum mehr zu unterscheiden sind, und flüstere ihm zu, daß er doch mein Bester sei, mein Herz nur ihm allein gehöre und kein Rafael der Welt uns jemals trennen könne... Und eitel, wie er ist, glaubt er meine Lüge sogar.

Irgendwo in der Ferne unterhalb der Hofmauer, vor der ich für Svenny das Holz schlage, liegt die Stadt. Bisweilen höre ich ihr Leben, ihren raschen Pulsschlag, erfüllt von einer unbestimmten Sehnsucht, die mich erfaßt, wenn ich am Fenster lehne und zu den Lichtern im Tal hinabschaue. Meine Welt besteht aus »Haus und Hof« und endet am Tor. Ausflüge gestattet mein Gebieter gerade bis zu dem kleinen Gemischtwarenlädchen am Ende der Straße, in dem ich für mich ein Viertelpfund Leberwurst und für ihn eine Schachtel Ofenanzünder kaufe. Weitere Expeditionen läßt seine Eifersucht nicht zu. Dabei lebt er, dessen bin ich sicher, in dem süßen Wahn, daß mich unsere Zweisamkeit ebenso befriedigt wie ihn, ja daß ich richtig glücklich mit ihm bin, wobei er das leise Lächeln, das manchmal meine Lippen umspielt, völlig falsch interpretiert. Denn im nächsten Frühling, das habe ich beschlossen, werde ich Svenny-Darling verlassen. Es wird der Tag kommen, an dem ich ihm zum letztenmal die Hölzchen spalte und zum letztenmal seinen feisten Wanst fülle.

Und dann werde ich meine Sachen packen und gehen!  
Zurück zu Rafael.



## Bitte piepsen Sie nach dem Piepton

»Hier ist der automatische Anrufbeantworter von Gerlinda Dunisack. Ich bin zur Zeit nicht zu Hause, rufe jedoch zurück, wenn Sie Ihren Namen und Ihre Telefonnummer hinterlassen. Bitte piepsen Sie nach dem Piepton!«

Vor Verblüffung fällt mir beinahe der Hörer aus der Hand. Gerlinda ist alles andere als der humorige Typ, und was ein Witz ist, hat sie noch nie verstanden. Im Gegenteil: Niemand meiner Freunde fordert mich so oft und so nachdrücklich auf, »doch jetzt bitte ernst zu bleiben«, wie Gerlinda. Und ausgerechnet sie soll sich eine so alberne Ansage leisten? Ich wähle erneut ihre Nummer, vorwiegend, um sicher zu sein, daß ich mich nicht verhöhrt habe. Habe ich nicht! Gerlinda trägt mir tatsächlich, und ohne auch nur ein bißchen zu lachen, mit todernter Stimme auf, nach dem Piepton zu piepsen. Ich piepse, so gut ich kann, und lege auf.

Zwei Tage später treffe ich sie im Supermarkt.

»Hast du mein Piepsen gehört?« frage ich sie.

»Ja!«

»Und warum hast du nicht zurückgepiepst?«

»Sei nicht albern«, sagt sie. »Seitdem ich das blöde Ding habe, bin ich total vereinsamt. Anstatt Namen und Telefonnummer zu hinterlassen, piepsen die Leute wie blödsinnig das Band voll. So etwas ist nur einmal witzig!«

»Aber warum änderst du denn nicht einfach die Ansage von Piepsen auf Sprechen? *Sprechen* Sie nach dem Piepton.«

Gerlinda blickt mich weidwund an.

»Du hast wohl keinen Anrufbeantworter?«

»Nein!«

»Dann rede nicht über Dinge, von denen du nichts verstehst! Die Ansage ändern...« Sie wirft mir einen verächtlichen Blick zu und macht sich kopfschüttelnd Richtung »Backwaren« davon.

Vor der Kasse treffen wir uns wieder.

»Wenn du nämlich am Ende ganz erschöpft nur noch irgend

etwas vor dich hinröchelst, beschließt dieser sadistische Typ, nun doch noch tätig zu werden, und vor lauter Angst, daß es danach nie mehr klappt, nimmst du einfach alles hin!« Sie sieht mich mit zitternden Mundwinkeln an.

»Um Gottes willen, von wem sprichst du?« flüstere ich ihr zu.

»Von meinem Anrufbeantworter, diesem Freundschaftskiller natürlich!« Sie kämpft heftig mit einem Schluckauf.

»Schon recht«, sage ich und streiche ihr beruhigend über das Haar. »Du wirst sehen, alles wird gut!«

»Ganz dicht ist sie schließlich nie gewesen«, denke ich wenig später, als ich gelangweilt in der Küche stehe und darauf warte, daß das Kaffeewasser durch den Filter läuft. Um die Wartezeit angenehm zu überbrücken, wähle ich Gerlindas Nummer, piepse ihr was und lege kichernd auf.

Es kam der unheilvolle Tag, an dem auch ich beschloß, mir so einen »elektronischen Butler« ins Haus zu nehmen. Einen Butler, der erst einmal abcheckt, wer denn da die Herrschaft zu sprechen wünscht, ehe die Herrschaft persönlich in Erscheinung tritt.

Es geschah nach jenem arbeitsintensiven Morgen, an dem ich, um meinen eher selten auftretenden Eifer nicht in sinnlosen Telefonaten verpuffen zu lassen, zehnmalsiges Klingeln überhörte, ehe ich schließlich, in der Annahme, daß ich hier womöglich das Gespräch des Jahres ignorierte, doch abnahm!

Es war Onkel Justus!

Zunächst einmal forschte er nach meinem Wohlbefinden, schilderte detailliert die Symptome einer Nagelbettentzündung, lobte das schöne Wetter und kam dann zum Eigentlichen. Ja nun, er habe diesen schönen Morgen eigentlich der Gartenarbeit widmen wollen, aber der Nagelbettabszeß und die traurige Tatsache, daß ihm gestern der Gartenschlauch geplatzt sei, hätten diesen löblichen Vorsatz zu gleichen Teilen verhindert. Und deshalb hätten er und Tante Erika beschlossen, mich mitsamt der beiden gerade bei ihnen weilenden Enkelchen zu besuchen. »Wie gut, daß ich einfach mal angerufen habe«, fügt er launig hinzu, »wir fürchteten schon, du seiest nicht zu Hause! Gegen drei sind wir da!«

Am nächsten Morgen spreche ich in meinem Büroladen vor. Ein

smarter junger Mann schwatzt mir ein Gerät für über dreihundert Mark auf, erklärt es als marktführend und unüberbietbar in der Leistung. Dann trägt er mir auf, die Gebrauchsanweisung vor der Inbetriebnahme gut zu studieren.

Zu Hause nehme ich das dreißigseitige Werk mißtrauisch zur Hand. Die Kapitel, welche sich mit der Fernabfrage beschäftigen, überschlage ich sofort, da mich selten das Gelüst überkommt, meinen Gang durch die örtlichen Parkanlagen und/oder Kaufhäuser zu unterbrechen, um nachzuforschen, ob derweil zu Hause ein Anruf eingegangen ist und von wem. Zudem habe ich nicht vor, meinem Versprechen, »sofort zurückzurufen«, von einer Telefonzelle aus nachzukommen.

Ich schlage also gleich Seite sechs auf und lese mich mit gerunzelter Stirn unter »Vorbereitungen« fest. Die »Vorbereitungen« sind kurz und von zwei anschaulichen Bildchen begleitet.

1. Legen Sie die Ansagekassette und die Aufzeichnungskassette in das Kassettenfach ein.

2. Schalten Sie den Netzschalter auf EIN. Die Betriebsanzeige leuchtet auf.

Das Bild zeigt ganz richtig den bewußten Schalter, über dem AUS und EIN steht. Ein Pfeil weist überdies in Richtung EIN. Ich schalte auf EIN. Die Betriebsanzeige leuchtet sofort auf. Perfekt! Ein Erfolgserlebnis der schlichten Art, von der Sorte: Erfolg für jedermann.

Kapitel drei: »Aufsprechen des Ansagetextes.« Jetzt wird's heikel. Das Kapitel beginnt mit einem furchterregenden ACHTUNG. Hinter dem ACHTUNG folgen drei Ausrufezeichen.

Ich putze meine Brille und vertiefe mich (Achtung!!!) mit äußerster Konzentration in den Text:

»Während des Ansagetextes dürfen keine Pausen von mehr als zwei Sekunden Dauer eingelegt werden.«

Aha, für Stotterer und Leute, die denken, während sie sprechen, ist dieses Gerät also ungeeignet. Für geistig Eingeschränkte nicht, denn der Hersteller hält es für wichtig, den Zweck der Übung näher zu erklären: »Durch den Ansagetext informieren Sie den Anrufenden über Ihre Abwesenheit.«

Ich atme tief durch und bin jetzt schon erschöpft.

Jetzt wird's ernst... Ich räuspere mich frei und vertiefe mich in das Beispiel für eine gelungene Ansage. »Guten Tag, hier ist die Parasoni Deutschland GmbH. Unser Büro ist bereits geschlossen, deshalb haben wir unseren Anrufbeantworter eingeschaltet. Bitte nennen Sie Namen und Telefonnummer, wir rufen Sie schnellstmöglich zurück. Bitte sprechen Sie nach dem Signalton.« Dazu gibt es die Anweisung: »Drücken Sie die REC- und die START/STOP-Taste, bis Sie einen Signalton hören. Danach beide Tasten loslassen. Sprechen Sie laut und deutlich aus 20 cm Entfernung in das Mikrofon. Aufnahmezeit: Min. 12 Sek., max. 21 Sek.«

Zum Schluß wird noch darauf hingewiesen, daß drei Sekunden vor Ablauf der Aufnahmezeit die Betriebsanzeige schnell zu blinken beginnt. »Schließen Sie Ihren Meldetext ab!«

So weit, so gut. Ich lese die Anweisung mehrere Male, messe mit dem Zollstock die Entfernung von 20 Zentimetern ab und teste die Dauer des Beispieltexes. Bei normaler Sprechgeschwindigkeit benötige ich für diese Ansage 17 Sekunden. Ich ersetze die »Parasoni GmbH« durch meinen Namen und teile anstelle des »geschlossenen Büros« mein »Nichtzuhausesein« mit. Müßte klargehen! Ich räuspere mich frei, strecke den Hals bis an die 20-Zentimeter-Markierungslinie vor, drücke REC und START/STOP und sage ohne jegliche Atempause: »Guten Tag, hier ist der Anrufbeantworter von...«

Es ertönt ein längerer Piepton, die Betriebsanzeige beginnt wie besessen zu flackern: Störung! Ich sacke schlaff in mich zusammen, rapple mich jedoch wieder hoch und vertiefe mich noch einmal, diesmal mit gesteigerter Konzentration, in die drei Bilder, die den Text veranschaulichen. Sie zeigen die REC und die START/STOP-Taste, die es zu drücken gilt, und ferner den Kopf einer Frau, die mit gespitzten Lippen in Richtung »Mic« spricht. Mir ist warm geworden, ich fühle mich kribblig, gereizt werfe ich die Jacke ab. Vielleicht habe ich zu leise gesprochen. Ich mache einen »Trockenversuch«, teile mir selbst mit lauter Stimme mit, daß ich der Anrufbeantworter bin, leider zur Zeit nicht zu Hause weile, mich jedoch freuen würde, wenn der Anrufende eine Nachricht hinterließe. »Bitte sprechen Sie nach dem

Piepton!« Ich stoppe die Zeit. Diesmal sind es 22 Sekunden, exakt eine zuviel. Ich öffne die oberen Blusenknöpfe!

Dann überprüfe ich meinen Text und kürze ihn.

Anstelle des umständlichen »Hier ist der Anrufbeantworter von Fritzi Fischer...« heißt es nun knapp formuliert: »Fritzi Fischer Anrufbeantworter. Ich bin leider nicht zu Hause. Hinterlassen Sie Ihre Nachricht nach dem Piepton.« Zack! Kasernenhofton ist nichts dagegen.

Ehe ich den Ernstfall starte, trinke ich ein Glas Wein, um mich in lockere Stimmung zu bringen. Dann begeben sich mit elastisch ruckendem Hals an die Demarkationslinie, drücke beherzt REC und START/STOP und spule meine Ansage runter. Bereits nach zwei Sekunden ertönt der Signalton, das Licht flackert erregt... Störung!

Ruhig Blut! Keinesfalls durchdrehen! Tief durchatmen, nicht verzweifeln, stur am Ball beziehungsweise an der REC/START/STOP-Taste bleiben! Noch ist nicht aller Tage Abend. Auch mein Anrufbeantworter wird schließlich in der Lage sein, genervten Anrufern die herbe Mitteilung zu verpassen, daß Fritzi Fischer zur Zeit leider nicht... ach, lassen wir das!

Nach der Jacke werfe ich nun auch die Bluse ab, kühle mir den Puls, genehmige mir zur Beruhigung ein weiteres Glas Wein, zünde eine Zigarette an, inhaliere tief, drücke REC und START/STOP und sage, mühsam um Beherrschung ringend: »Hier ist der Anrufbeantworter von Fritzi Fischer. Ich bin zur Zeit nicht zu Hause. Rufe aber zurück, wenn Sie eine Nachricht hinterlassen. Bitte sprechen Sie nach dem Piepton!«

Perfekt! Kein Signalton, kein Flackern unterbricht diesmal den Text. Dafür ist im Inneren des Gerätes ein emsiges Schalten und Knacken zu hören, das Band dreht sich und spult zurück, es kracht, daß sich der Deckel hebt, REC und START/STOP-Taste geraten in zittrige Vibration, und zu meinem Entsetzen höre ich meinen eigenen Ansagetext. Er klingt fürchterlich, das nebenbei. Zudem ist er inhaltlich falsch. Schließlich ist es ja keineswegs so, daß der Anrufbeantworter von Fritzi Fischer nicht zu Hause ist, wie selbiger dies dem Anrufenden weismachen will. Der Anrufbeantworter ist sehr wohl zu Hause, sonst könnte er sich ja nicht